Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Altertumskunde : Neue Folge = Indicateur d'antiquités suisses : Nouvelle série

Herausgeber: Schweizerisches Landesmuseum

Band: 20 (1918)

Heft: 2

Artikel: Das Turpenklötzli

Autor: Curti, N.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159703

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Turpenklötzli.

Von *N. Curti.*

Die Blütezeit der Volkstrachten war das 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts. Was sich in der Schweiz aus jener Zeit noch erhalten hat, ist nur ein kümmerlicher Rest der einstigen bunten Mannigfaltigkeit, ein Rest, der meist die farbige Pracht verloren und zur Festtracht geworden ist. Unsere Bauern haben zwar ihre Kleidung nicht selbst erfunden, aber die Art und Weise, wie sie Trachtenstücke aus dem 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert behielten, zusammenstellten und zum Teil umformten, ist manchmal sehr originell. Die Abgeschlossenheit der Täler und die Engherzigkeit der Gemeinwesen brachten es mit sich, daß jeder Landesteil, jedes Tal, oft jedes Städtchen durch ein besonderes Kleidungsstück seiner Bewohner sich auszeichnete.

So hatten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch die Frauen von Rapperswil wenigstens einen eigenen Kopfputz zurechtgemacht, der den Charakter des damaligen Kleinstaates gut wiederspiegelt. Es ist beileibe keine Bauernhaube, aber noch viel weniger ein eleganter Stadthut, es ist ein Ding klein und eng, bescheiden und haushälterisch, wie die damaligen Verhältnisse Rapperswils. Die Stadt hatte sich zuerst unter dem Schutz der Urkantone und Glarus, dann unter dem gefährlicheren von Zürich, Bern und Glarus ein schönes Maß von Freiheit zu erhalten gewußt, was Wunder, wenn sie eifersüchtig darüber wachte und wie ihre großen Schirmherren sich in ihren Hofleuten auch eine Art von Untertanen schuf, von denen man sich selbst in der Tracht unterscheiden wollte.

Einst hatten die Rapperswilerinnen wie die meisten Schweizerfrauen gewaltige Hinterfür getragen. Ein Kleidermandat von 1707 bestimmt, daß die bestsituierten 15 fl. an das ihrige verwenden durften, die minderer Kondition nur 8 fl., während die geringsten für ihren Hinterfür nur 4 oder 5 fl. auslegen sollten. Als Illustration dazu stellt ein Votivbildchen in St. Dionis bei Wurmsbach aus dem Jahre 1697 eine Anna Barbara Rickenmann, also eine echte Rapperswilerin, dar mit einem Hinterfür bester Kondition und entsprechendem Krös. In späteren Kleidermandaten, das letzte stammt aus dem Jahre 1794, wird des Hinterfür nicht mehr gedacht, die Rapperswiler Damen sind also endlich der mächtigen Pelzkappen überdrüssig geworden. Bis dahin hatte kein vorwitziges Härchen unter dem Ungetüm sich hervorgewagt, jetzt rückte die Haube immer mehr gegen den Scheitel hin. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts trugen die Rapperswilerinnen zu ihren Rokokokleidern kleine Spitzenhäubchen in schwarz und weiß, die sie mit einem breiten Band unter dem

Kinn befestigten. Und als das 19. Jahrhundert mit kurzen Gestältchen und engen Röckchen seinen Einzug hielt, setzten sie auf den Kopf ein Häubchen, das an Enge und Kleinheit mit Rock und Brust wetteiferte. Rapperswilerhäubchen nannte man es, oder mit dem Spottnamen Turpechlötzli. Und in der Tat, der Name war nicht schlecht gewählt, denn ohne Spitzen sieht das Häubchen wie ein länglich rundes Stück Torf aus.

Aus drei Teilen setzt sich das niedliche Ding zusammen (Abb. 1), aus einem kleinen gewölbten Boden, steifgeleimt, 9 cm lang, 5½ cm breit und 4 cm hoch, aus einem etwa 2 cm breiten, ebenfalls steifgeleimten Rand, der sich der Kopfform anbequemt, und einer Spitzengarnitur. Außen ist der Boden mit schwarzem, gestreiftem Samt überzogen, der Rand innen mit buntem Baumwollstoff belegt, außen ganz durch Bändchenarbeit verdeckt. Um den Boden legen sich zuerst mehrere Reihen feingefältelter schwarzer Leinwandbändchen, die dann steifgeleimt und lackiert wurden. Es ist dies die gleiche zeitraubende Arbeit, die heute noch für die Rosen der Appenzellerschlappen und früher für die Urnerhäubchen angefertigt wurde. An dieses Kränzchen reiht sich eine nicht minder feine Rüsche aus kleinen schwarzseidenen Klöppelspitzchen, dann folgt ein schmales, feingefälteltes weißes Bändchen, das oben eine Lücke läßt. An den Schmalseiten folgen noch einige Touren schwarzlackierter Bändchen, und die Haube ist fertig, bis auf die 8 cm breiten, schwarzseidenen Klöppelspitzen, die an die beiden Schmalseiten angesetzt wurden. Kleiner und farbloser hätte man die „Kopfbedeckung" kaum mehr gestalten können. Und wie die Frauen in Uri mußten auch die Rapperswilerinnen in diesem überkleinen Ding den ganzen Haarknoten bergen, was darin nicht Platz fand, wurde unbarmherzig abgeschnitten.

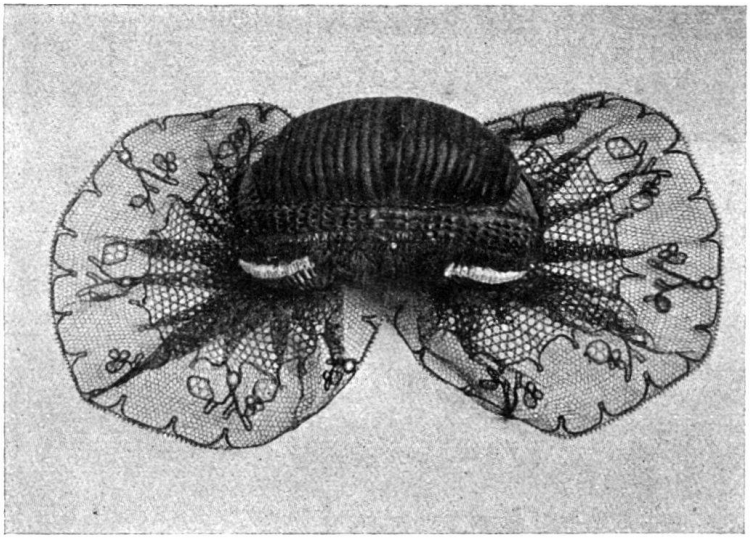

Abb. 1

Schwieriger dürfte sich die Frage gestalten, aus welcher Tracht sich unser Turpenklötzli ableiten lasse. Viel Ähnlichkeit damit hat die Nidwaldner Mutschhaube und ein Zugerhäubchen, beide ebenfalls in weiß und schwarz, beide aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Doch sind die genannten immer noch zierlicher und zeigen mehr weiß. Sie stammen jedenfalls von einem der vielen Jungfernhäubchen, die in den deutschschweizerischen Städten im 18. Jahrhundert getragen wurden. Und da, wie schon bemerkt, im 18. Jahrhundert

ein Spitzenhäubchen in weiß oder schwarz mit breitem Bande Mode war, dürfte die Ableitung davon nicht zu gewagt sein. Die Mode, selbst die Tracht bewegt sich in Extremen. So trugen einst die Unterwaldnerinnen mächtige flache Hüte und zierliche Pfeile, jetzt sind Hüte unbekannt, dafür sind die Silbernadeln zu gewaltigen Dimensionen angewachsen. So hatte man auch in Rapperswil die weißen Spitzen größer werden lassen oder das Weiße möglichst verdrängen und das ganze Häubchen fast verschwinden lassen können. Das erste hätte bald zu den Schwyzerguafen geführt, den mächtigen Spitzenkämmen mit Blumengewinden, wie sie die Nachbarsfrauen aus der March trugen, und von denen es in einem alten Liede heißt:

„En Bluemegarte uf em Chopf,
Trait währli mänge arme Tropf."

Abb. 2

Aber gerade dies war wohl ein Grund, weshalb man in Rapperswil das andere Extrem wählte, besonders da man sich damit einen mehr städtischen Anstrich geben konnte den Frauen aus der Rapperswiler Landschaft gegenüber, deren Chenillehauben, gewöhnlich „Sandgitter" genannt, allmählich gewaltige Dimensionen annahmen. So kam unser Turpenklötzli in die Mode, klein und eng, bürgerlich und anspruchslos, wie Rapperswil zu Anfang des 19. Jahrhunderts war, aber bevor noch die neue Zeit eine Bresche in die Stadtmauern legte, war die letzte gestorben, die noch das Rapperswilerhäubchen trug. Um 1820 beschlossen die bessersituierten Frauen, hochmoderne Hauben aus Paris kommen zu lassen, und zwanzig Jahre später gehörte die Trachtenhaube der Vergangenheit an.

Wer einst die niedlichen Dinger verfertigte, läßt sich nicht mehr feststellen, aber ein Exemplar hat sich wenigstens erhalten, wohl das einzige, das sich ins 20. Jahrhundert hinüberrettete, und dies mag auch dieser kleinen Arbeit ihre Berechtigung geben. Es gehörte einst Frau Säckelmeister Maria Anna Curti geb. Nager, gestorben am 2. November 1823, deren Nachkommen das Andenken sorgsam aufbewahren.

Nicht viel ergiebiger erwies sich eine Umschau nach bildlichen Darstellungen. Die vielen Votivtafeln, die einst besonders in der Pfarrkirche zu Jona hingen, sind leider alle verschwunden. Es fehlt zwar nicht an Damenporträten aus jener Zeit, war doch der bekannte Porträtmaler Diogg in Rapperswil verheiratet und dort eingebürgert. Aber manche seiner Bilder, gerade die besten, sind sehr dunkel, so daß oft kaum zu entscheiden ist, ob die Dame das Häubchen trägt oder nicht; es sind eben keine Bilder, die der Tracht wegen gemalt wurden. Abb. 2 gibt ein Porträtchen in Wachs bossiert wieder. Es stammt aus dem

Jahre 1831, ist wahrscheinlich von Jos. Ant. Birchler verfertigt und stellt eine Frau M. Barbara Schnellmann geb. Helbling dar. Leider kann die Photographie die Plastik nur unvollkommen wiedergeben, besonders weil die Haubenspitze senkrecht zur Unterlage frei herausragt und deshalb auf der Reproduktion nur als Strich erscheint. Wenigstens ist klar ersichtlich, wie das kleine Ding auf dem Haarknoten saß.

Die kostümlichen Altertümer sind oft sehr schnell verloren, nicht nur weil ihnen die Zeit am meisten zusetzt und das Material sehr vergänglich ist; es sollte sich bei ihnen immer das Objekt, eine bildliche Darstellung und mündliche Nachrichten decken. Auch darin mag diese kleine Arbeit ihre Berechtigung finden.